



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H.: Ein deutscher Professor

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einen unabhängigen magyarischen Nationalstaat erfüllt, ist das Magyarentum durch eine opportunistische Politik nur mit einer dünnen dualistischen Schicht überkleidet worden, die nummehr geborsten ist, nachdem sie jahrzehntelang den oberflächlichen Beschauer, besonders das Ausland, über den wahren Zustand der Dinge getäuscht hat.

Es wäre sehr undankbar, den Propheten spielen zu wollen. Es gibt drei Möglichkeiten, die nun eintreten können: erstens die gänzliche Beseitigung des Dualismus von 1867 und seine Ersetzung durch die Personalunion, zweitens die Zoltrennung der beiden Reichshälften beim Ab Laufe des gegenwärtigen Provisoriums, drittens eine vollständige Änderung des Kurses im Sinne der politischen Emanzipation der nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns. Die zweite Möglichkeit hat am meisten für sich: Ungarn würde die wirtschaftliche Trennung von Österreich erreichen, die Krone aber das neue Wehrgesetz erhalten, wodurch die Einheit der Armee auf zehn Jahre gesichert würde. Ob dieser Zustand auch dann nach zehn Jahren noch aufrecht erhalten werden könnte, ob es möglich sein wird, für zwei wirtschaftlich getrennte Staaten auf die Dauer eine gemeinsame auswärtige Politik zu machen, das ist eine Frage, die wie immer die gegenwärtige Krise enden mag, den Ausblick auf neue schwere Krisen eröffnet, und darum hat man ein Recht, von einer magyarischen Frage zu sprechen, denn was sich in Ungarn vollzieht, ist der bis jetzt erfolgreiche Versuch des Magyarentums, die Grundlage zu zertrümmern, auf der bisher seine Beziehungen zur habsburgischen Dynastie, zu Österreich und zu den europäischen Staaten beruhten.



Ein deutscher Professor



Der Zug der Zeit geht auf das Ermitteln der Gesetze der Entwicklung und auf das Herausarbeiten von Typen. Amerika leuchtet uns in dieser Hinsicht voran. Mit Hilfe der Photographie ist es dort sogar gelungen, typische Physiognomien eines Standes herzustellen. Aus etwa zwanzig Gesichtern ergab sich das Durchschnittsgesicht eines Tramkutschers oder eines Arztes; es sind Physiognomien, denen wirklich absonderliche Standeszüge eigen sind. Ob es wohl auch gelingen möchte, den Durchschnittstypus eines deutschen Professors photographisch festzulegen? Gewisse Züge sind ja wohl für den Durchschnitt typisch. Er hält sein Arbeitsfeld für das vornehmste und wichtigste, er treibt Kammeraderie und hegt liebevoll kollegialen Klatsch, er redet lieber, als daß er hört, er ist meist „andrer Meinung,“ er hat schon gesagt, was der Kollege als seine Entdeckung verkündigt, er ist überhaupt in jedem Einzelfalle klüger als die Fachgenossen. Trotzdem meine ich, bisher überwiegt noch im deutschen Professor, wenn er sich nicht selbst zum wissenschaftlichen Handwerker und Ausbeuter heruntersetzen läßt, die kräftige Individualität, die vornehme Sachlichkeit, die Unbekümmertheit um den

Weifall der Urteilschwachen, die Abneigung, den niedern Instinkten der sogenannten öffentlichen Meinung durch Reklame und Sensation Rechnung zu tragen. Dafür ist das Leben Franz Neumanns*) ein erfrischender, herztärfender Beleg. In ihm tritt ein echter Mann nach seinen intimsten Zügen, mit seinem Streben, Ringen, Glauben, Hoffen ins Licht, ein Charakterkopf der Wissenschaft. Das warme, lautere, treue Herz, der starke, klare Geist, der mächtige Wissenstrieb, den eine naturwüchsige Liebe von Jugend auf in bestimmte Bahnen nicht bloß weist, nein hineinzwingt, die Kraft, mit der er alle Schwierigkeiten und Hindernisse überwindet, die reine Freude am Forschen, die sich an der Durchdringung der scharf erkannten und erfaßten Probleme freut, wie sich die Blume an der Sonne freut, wenn sie ihre Blüte erschleckt — alles das lebt und blüht in seinem Leben. „Es gibt unsichtbare Güter, ohne welche das Leben des Lebens nicht wert ist“ (S. 382). Dieses Wort ist eine Selbstcharakteristik.

Das Buch nennt sich „Erinnerungsblätter.“ Die Tochter hat sie pietätvoll und wohlalgerundet aus Originalurkunden, aus Tagebuchblättern, Briefen von und an den Vater, in denen auch die Härten und Unebenheiten nicht verwischt sind, zusammengeordnet und durch orientierende Zwischenglieder nach den geschichtlichen Beziehungen geschickt verdeutlicht. Die Silhouetten, Bignetten und Faksimiles geben den Mitteilungen einen traulichen Charakter, sie veranschaulichen wirkungsvoll. Franz Neumann der Burschenschafter, der junge Gatte, der Greis von mehr als neunzig Jahren, der mit festen Manneszügen und hellen Augen dreinschaut und mit fester Hand und kraftvollem, schwinghaftem Zug seinen Namen schreibt, der gehört wirklich zu den Briefen und Tagebuchblättern, die den Wertgehalt des Buches bilden. Man schaut die Bilder immer wieder gern an, nachdem man die Worte des Mannes gelesen hat. So ist das Buch ein echtes deutsches Familienbuch; es ist keine Biographie, die Rechenschaft gibt von den epochemachenden Leistungen des großen Mineralogen und Physikers, sondern es eröffnet uns den Einblick in die Kraftquellen solcher Leistungen, es zeigt, wie ein Charakter, der genialen Scharfblick mit sittlichem Adel und liebevoller Selbstverleugnung verbindet, sich selbst behauptet im Kampf mit den widrigen Verhältnissen und empfindlichen Hemmungen, es bewährt und beweist, wie reich ein Leben in der Wissenschaft ist und bleibt trotz aller Enge des Rahmens, worin es sich entfaltet. Für die Geschichte der Wissenschaft, in der sich Neumann einen Ehrenplatz für alle Zeiten erarbeitet hat, hat jedoch auch dieses Denkmal pietätvoller Liebe, das die Tochter dem Vater errichtet hat, seinen Wert. Neumanns wissenschaftliche Arbeit beginnt in einer Zeit, wo die Naturwissenschaften neben den „Geisteswissenschaften“ im besten Falle als Handlangerinnen von den damals „führenden Geistern“ geschätzt wurden. Die Philosophie saß am Steuer, die klassische Philologie mit ihren einseitig und virtuos ausgebildeten Methoden der Literatur- und Konjekturekritik führte das große Wort und bestimmte die Werte. Die naturwissenschaftlichen Forschungen, ihre Experimente und Induktionen, wie sie Neumann und seine Schüler anstellten,

*) Franz Neumann. Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann. Mit Titelbild, Faksimiles und mit Abbildungen im Text. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1904. XII, 463 S.

erschieden dem Philosophen Rosenkranz, dem Kollegen Neumanns, „als zwecklose Spielereien eines übel angewandten Scharffsinns.“ Das ist anders geworden, ja heute ist eher die Naturwissenschaft auch abgesehen von allen Schwindeleien eines aus den Fugen gegangenen Darwinismus Häckelscher Züchtung in Gefahr, die „Geisteswissenschaften“ zu unterschätzen. Neumanns Art weist zum Richtigen. Er gehört in die erste Reihe derer, die der Naturwissenschaft ihre Ebenbürtigkeit erobert haben, und ist zugleich ein wissenschaftlicher Prophet des wahrhaften Idealismus; er verliert nicht über dem Experiment und der Formel die Einsicht in das Wesen und die Gleichwertigkeit aller echten Wissenschaft. Nicht das Arbeitsgebiet, sondern die Gesinnung, die lautere Wahrhaftigkeit rein sachlicher Forschung gibt ihr den Wert. Die Worte, die Neumann als Prorektor der Albertina gesprochen hat, treffen den Nerv. „Die Universitäten sollen nicht Marktbuden sein, in welchen die Krämer und Wechsler sitzen.“ Sie sollen nicht arbeiten, um Scheidemünze in Kurs zu bringen. Sie sollen allein und rücksichtslos darauf Bedacht nehmen, wissenschaftliche und sittliche Persönlichkeiten in Freiheit der Forschung und in rein wissenschaftlichem Interesse auszubilden. „Die Universitäten sind den Bergen zu vergleichen, welche die aus höhern Regionen entstandnen Niederschläge auf vielfach verschlungenen und zum Teil verborgnen Wegen und Gängen durch ihr Inneres leiten und als klares Quellwasser wieder heraustreten lassen. Diese Quellen fließen zu Bächen und die Bäche zu Strömen zusammen, und die Ströme verbinden die Länder und Völker, an ihren Ufern gedeihen die blühenden Städte und die üppigen Saaten, und auf ihnen schiffet der Kaufmann seine reichen Güter in ferne Länder und führt zurück den reichen Gewinn. Aber freilich, wenn der Schnee schmilzt und der Regen zu reichlich fällt, braust der Strom und trägt Verwüstung vor sich her. Soll deshalb der Strom vertrocknen? Und könntet ihr seine Quellen verstopfen? Zürnet nicht den Bergen, welche die Gewitter herbeiziehn, bedenkt doch, daß diese auch es sind, welche verhindern, daß die Luft, die ihr atmet, verderbe und euch den Tod bringe“ (S. 362 f.).

Das Leben Neumanns verläuft während der Jugend im härtesten Kampf mit Entbehrungen und Entsagungen. Seine Geburt liegt im Schatten eines Geheimnisses. Die ersten Menschen, die sich liebevoll seiner annehmen, sind die Großeltern. Als der Großvater stirbt, zieht die Großmutter mit ihm in ein Fischerhäuschen nach dem brandenburgischen Joachimsthal, wo sie mit der gestrengen Tante Dietrichs das Zimmer teilt und mit geschickter Hand Hauben macht. Der Knabe lernt den Hunger kennen. Die Semmel am Sonntage ist der Festschmaus. Das einzige Spielzeug, das er als Kind besessen hat, fiel ihm in den Brunnen, als er es seinen Gespielen zeigen wollte. Aber er wuchs in voller Freiheit auf. Fröhlich zeigte sich seine Beobachtungsgabe, die ein Spiegel erweckte, hinter dem er zuerst vergebens suchte, was er drin gesehen hatte. In der Volksschule hilft er unterrichten und versteht es besser als der Lehrer, den Mitschülern die Rätsel des Dividierens zu lösen. Sein Vater bleibt im Hintergrunde. Er ist Gutsverwalter auf einem gräflichen Gute. Aber wo ist die Mutter? Den zehnjährigen Knaben besucht einmal eine schöne, stattliche Frau. Sie ist sehr zärtlich gegen ihn. Da blitzt in ihm der Gedanke auf: Wenn das deine Mutter

wäre? Und er wünscht, das Haus möchte jetzt abbrennen, damit er sie retten könnte. So regte sich zum erstenmal mächtig in seinem liebewarmen Herzen die Sehnsucht nach Mutterliebe, der Trieb, sich aufzuopfern um der Liebe willen. Diese Sehnsucht hat ihn in die härtesten Selbstverleugnungen getrieben. Um ihretwillen hat er sein höchstes Gut, seine wissenschaftlichen Ideale nicht geradezu wegs auf den ihm sich öffnenden Wegen verfolgt. Und doch hat er seine Mutter, die Gräfin, niemals als Mutter umarmen dürfen. Auch sie war eine Frau mit liebebedürftigem Herzen, aber ihr stolzer Sinn hielt das Herz gebunden und immer in innerm Konflikt, der sie friedlos macht. In erster Ehe geschieden knüpfte sie mit Neumanns Vater, ihrem Gutsverwalter, innige Freundschaft. Der Wunsch, sich ehelich zu verbinden, wurde von ihren Verwandten durchkreuzt. So blieb der Vater Ernst Neumann bis zu seinem Tode ihr treuer Freund. Den Sohn sah sie danach wie ihr Eigentum an, über das sie verfügen könnte, ohne ihn etwas zu sein. Er soll ihr den Vater ersetzen. Seinen hochstrebenden wissenschaftlichen Sinn versteht sie nicht. Sie ist ratlos und anspruchsvoll. Sie denkt nur an sich, an ihr verstörtes, vereinsamtes Leben. So mutet sie dem Sohne zu, ihr Gutsverwalter zu werden, als er schon Proben seiner hohen wissenschaftlichen Leistungskraft abgelegt hat. Und er tut's, weil er die Mutter liebt. Er zieht hinaus auf das Gut. Er bemüht sich, Ordnung in die verfahrenen Verhältnisse zu bringen, er trägt die Abneigung der Gutsleute mit gutem Humor: „nach dem Ärger, den ich hier tagtäglich habe, kann ich wohl schließen, daß ich nicht ohne Nutzen hier bin“ — er berichtet über Schafe, deren Zähne locker werden, über Schweinepreise, über die Lieblingshunde, über die Verwendung faulenden Obstes. Dabei verzehrt er sich unter dem Drucke der Leere seines Daseins. „So lange ich mir Wärme, Licht, Elektrizität durch den Kopf gehn lasse, ist mir wohl. Aber wenn ich mich dann in mich selbst versunken umsehe, sehe ich nichts als das baldige Ende der ganzen Geschichte.“ Die Gräfin hat keine Ahnung von solchen Kämpfen. Sie bleibt die ihn schätzende Freundin. Als er sich losreißt, empfindet sie das als Kränkung und Beleidigung. Erst wie er in freier Entfaltung seine wissenschaftliche Kraft auch ihr zum Eindruck bringt und doch nicht aufhört, ihr in ihren Angelegenheiten mit Rat und Tat beizustehn, erwacht in ihr die Dankbarkeit. Sie klammert sich an ihn und will ihm die „bis in den Tod treue Freundin“ sein. Aber erst auf ihrem Totenbette gewinnt sie es über sich, zu dem Freunde Neumanns, der allein ihr zur Seite ist in den schweren letzten Stunden, zu sagen: „Dies ist ein guter, guter Sohn.“ In ihrem Testament hat sie ihn bedacht wie ihre andern Kinder als den „treuen Freund, den Sohn ihres treuen Freundes Ernst Neumann.“

Doch ich habe vorgegriffen. Als die Mutter starb, war Neumann Professor der Physik in Königsberg. Sein Verhältnis zur Mutter kennzeichnet einen Teil der Schwierigkeiten, die er auf dem Wege zu diesem Ziele überwunden hat, und zwar die größten. Denn in seiner Liebe zur Mutter war er drauf und dran, sich ihren kurzfristigen Zumutungen zum Opfer zu bringen. Alle Schwierigkeiten der äußern Verhältnisse, der Kampf um den Unterhalt, die Entbehrungen, die stärkten vielmehr seinen unbeugsamen Idealismus. „Ich bin sie [die Schwermut] losgeworden teils durch das Turnen, teils durch den Vorsatz, immer vergnügt zu sein.“

Als Neunjähriger wird er nach Berlin gebracht, um das Werdersche Gymnasium zu besuchen, dessen Rektor Bernhardi sein warmer Förderer wird. Beim Tischler Kust ist er in Pension, wo er in der Werkstube arbeitet, dann bei dem Domkürster Baldemann, in dessen schöner Häuslichkeit er zuerst die Wohlthat eines geordneten Familienlebens kennen lernt. Schleiermacher segnet ihn ein und belebt in seinem Herzen ein inniges und kräftiges Gottvertrauen. Er erlebt die Zertrümmerung Preußens und erfüllt sich mit Begeisterung für das Vaterland, für Jahn, für Schill. Als Sechzehnjähriger verläßt er 1815 die Sekunda und läßt sich als Freiwilliger in das Kolbergische Regiment einreihen. Frohmütig packt er seinen Tschako voll, lernt Kugeln gießen für seine Flinte und zieht ungeduldig in den Kampf. Bei Ligny zerschmettert ihm ein Schuß durch den Mund die Hälfte der Zähne und verwundet die Zunge. Tagelang stößt er sich unverbunden herum. Als ihn dann der belgische Arzt sieht, erklärt er ihn für inkurabel. Aber durch Zeichen — reden kann er nicht — erreicht ers doch, daß er verbunden wird. Trotz allem Lazarettelend heilt die furchtbare Wunde aus. Er geht wieder zur Truppe und gräbt Schanzen. Dann kehrt er zurück auf die Schulbank mit dem Vorsatz, den er vor Gott faßt: „Ahme Jesus und Sokrates nach“ (S. 76). Er soll nach der Entlassung auf Wunsch seines Vaters Theologie oder Rechtswissenschaft studieren. Aber er setzt es durch, sich der Naturwissenschaft widmen zu dürfen. Und wie lebt er als Student in Berlin? Bei einem Freunde findet er ein Unterkommen. Er schläft auf der Diele in seinen alten Soldatenmantel gehüllt. Seine Nahrung ist, abgesehen von einem Freitisch, Kaffeesurrogat und Brot. Um beim Kochen Spiritus zu sparen, sucht er auf der Straße Holzstückchen zusammen, die er zerkleinert auf die Flammen legt. Dabei pflegt er mannigfache freundschaftliche Beziehungen und gibt Stunden. Von Berlin geht er nach Sena und wird Burschenschaftler. Unbefriedigt von der dortigen Lehrart — ergötzliche Belege weiß er zu erzählen — kehrt er nach Berlin zurück. Dort findet er den Lehrer, der für seine Zukunft entscheidend wird, Ernst Christian Weiß, den Mineralogen.

Weiß gibt ihm Gelegenheit, seine wissenschaftliche Kraft zu erproben und zu bewähren, lenkt auch die Aufmerksamkeit des Ministers Altenstein auf ihn. Mancherlei Pläne versagen. Ungern reißt er sich schließlich von Berlin und von der „hochgeborenen Gräfin,“ in der er die Mutter liebt, los und folgt der Weisung, als Privatdozent nach Königsberg zu gehn (1826). Auch von der alten Krönungsstadt am Pregel gilt das oft von Leipzig gesagte Wort: vult exspectari. Sie ist spröde und zeigt nicht auf den ersten Blick ihren Reichtum und ihren Wert. Aber Neumann fand dort einen Freundeskreis, mit dem ihn wissenschaftliche Interessen verbanden, den Mathematiker Jacobi, Dove, Erman. Ganz aber fühlte er sich als Zugehöriger, als Florentine Hagen, des hochangesehenen Medizinalrats Hagen jüngste Tochter, deren ältere Schwester mit dem Astronomen Bessel verheiratet war, nach dem Tode des Vaters seine Gattin wurde. Jetzt konnte er als Professor ihr den eignen Herd bieten (1830).

Die Lehrmittel in Königsberg waren die bescheidensten. Für das Experiment stand dem eifrigen Forscher kein Institut zur Verfügung, nicht einmal Instrumente, auf die nicht auch die Kollegen Anspruch hatten. So vermochte er die Arbeiten

experimenteller Forschung, die er in glänzenden Leistungen auf dem Gebiete der Mineralogie begonnen hatte, nicht in der ihm erwünschten Weise fortzuführen. Er verlegte den Schwerpunkt seiner Arbeit in die mathematische Physik. Aber wie beengt blieb er auch hier! Sein Name wurde berühmt. Aus Deutschland und aus dem Auslande zog er Schüler an sich, deren Namen später in der Wissenschaft glänzten. Trotzdem erhielt er kein eignes Institut. Erst 1846 bewilligte die Regierung tausend Taler, die zinslich angelegt werden sollten, bis die Bausumme da sei. Da ging er selbst vor. Mit eignen Mitteln erwarb er am Schloßteich ein einstöckiges Haus mit Garten. Im Erdgeschoß richtete er sein Institut ein. Er selbst mit seiner Familie wohnte in den Dachstuben. Erst bei seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum erhielt er das bestimmte Versprechen der Errichtung eines physikalischen Laboratoriums. Das ist denn auch fertig geworden, als er siebenundachtzig Jahre alt geworden war. Wie sich seine Wirksamkeit unter günstigeren Arbeitsbedingungen gestaltet haben würde, vermag der zu beurteilen, der weiß, was für den Naturforscher das wohl ausgestattete Laboratorium bedeutet. Ein solches unter Neumanns Leitung wäre eine Zentralstätte erfolgreichster Arbeit geworden. Er nun machte die Not zur Tugend. Mußte der Experimentator zurückstehn, so betätigte sich mit um so größerer Energie der Lehrer. In seinen Vorlesungen gab er Rechenschaft von seinen Entdeckungen. Dabei war ihm die Prioritätsfrage fast gleichgiltig. „Das größte Glück ist doch das Finden einer neuen Wahrheit; die daran geknüpfte Anerkennung kann dem wenig oder nichts hinzufügen.“ So gab er neidlos, ohne ehrgeiziges Hasten. Er säete und freute sich, wenn es wuchs. Und er war streng gegen sich selbst beim Säen. Fertige Untersuchungen ließ er ein bis zwei Jahre liegen, ehe er sie veröffentlichte, um freie Hand zu behalten für Verbesserung. Und als ihm einmal ein Mitforscher seine neuesten Entdeckungen auseinandersetzte, hörte er ruhig zu und sagte danach: „Seltsam, der Mann glaubt, das sind seine Formeln, und es sind doch die meinigen.“

Die ganze Güte und Zartheit seines Wesens offenbart sich im Familienleben. Es ist ergreifend, in den Briefen und Tagebuchblättern der jungen Braut es zu verfolgen, wie sie den geliebten Mann allmählich verstehn lernt, und wie sie sich seiner Liebe vergewissert. „Du stehst fest wie im Sturm so beim Sonnenschein — ach daß ich von dir lernen möchte.“ „Ich weiß mich in meinem Glück nicht zu fassen, denn überall tönt es mir entgegen: Er ist dir herzlich gut.“ Ihre tiefe und schlichte Frömmigkeit trifft mit seiner Besinnung zusammen. Es beglückt sie, wie sie das spürt. Die Briefe, die dann der Gatte von seiner Forschungsreise durch Schlesien, Böhmen, Tirol und die Schweiz an sie schreibt, atmen herzlichste Liebe und Sehnsucht nach Weib und Kindern. Und wie anschaulich und charakteristisch wissen sie zugleich zu berichten von den Natureindrücken, den Volkstypen und der wissenschaftlichen Ausbeute. Wenn sich der Wanderer erhebt, dann, so schreibt er, „bete ich ein Vaterunser, denke, wie du und die Kinder nun aufstehn, sänge mir wohl auch ein altes Soldatenlied, wenn niemand da ist, der es hören könnte, und so geht es dann zwei bis drei, auch vier Meilen in einem Kuck.“ Von solchen Briefen versteht man, wenn die Gattin gelegentlich ins Tagebuch schreibt: „Der Brief entzückte mich

in hohem Grade. Wie fühle ich mich glücklich in dem Besitze eines so vortrefflichen, kindlich gesinnten, religiösen und weisen Mannes." Nach achtjähriger sonniger Ehe starb die Gattin (1838). Als Neumann sie zu Grabe getragen hatte, schrieb er an Weiß: „Der Herr hat mich erweckt, schrecklich.“ „Setzt erst weiß ich es, daß es nicht das Wissen und die Wissenschaft ist, was Menschen mit Menschen verbindet, sondern die Liebe und Hingebung“ (S. 237). Für sich und seine Kinder fand er dann eine treue Gehilfin und Mutter in der Cousine seiner ersten Frau, Wilhelma Hagen.

In Königsberg war er ganz heimisch geworden, und er gehörte zu Königsberg. Einen Ruf nach Dorpat und einen nach Petersburg lehnte er ab. Der wichtigste Grund dafür war, „daß ich meine Kinder nicht der Wohlthat und Erziehung im Sinne und Geist des preußischen Staates berauben will.“ Das schlichte einstöckige Haus am Schloßteich, wo der „alte Neumann“ lebte, war jedem Königsberger bekannt. Für die Nachbarn diente sein regelmäßiges Aus- und Eingehen unter Umständen als Uhr. Und eben so schlicht und stetig wie sein Leben war auch seine Arbeit. Drei Tage vor seinem Tode band der Sieben- undneunzigjährige seine Papiere zusammen, als wollte er sagen, nun ist's genug. Bis in das höchste Alter hatte er eine wunderbare Geistesfrische und Mühtigkeit. Wenn er in seinem geliebten Riesengebirge weilte, konnte er sich nicht genug tun mit den anstrengendsten Fußwanderungen bei Regen und Sonnenschein, auf denen ihn seine Tochter, die Verfasserin des Buchs, treu begleitete. Sie sorgte auch dafür, daß es ihm nie an geistiger Erfrischung gebrach.

Der alte Freiheitskämpfer, den ein weihvoller Hauch aus jener großen Zeit umgab, hatte sich allezeit auf das lebendigste an allem, was in das politische Leben eingriff, beteiligt. Im Jahre 1848 trat er ein für das Volk, in der preußischen Konfliktzeit für die Regierung, deren Ziele er verstand. Dann 1870 klagte der Zweiundsiebzigjährige: „Daß es keine Verwendung gibt für alte Männer im Kriege!“ Zu seiner Erholung las er vor allem Geschichtswerke. Sybel befriedigte ihn mehr als Treitschke. Besonders liebte er Carlyles Helden. Das war Wahlverwandtschaft. In ihm lebte eine heldenhafte Kraft, wie sie Carlyle zu entdecken und zu schildern versteht. Aber auch der Pfarrer, der ihn zum Grabe geleitete, hatte Recht, wenn er ihm das Wort mitgab: „Selig sind, die reines Herzens sind.“

Wären die Erinnerungen an Franz Neumann in England erschienen, so würden sie von Hand zu Hand gehn und Auflage über Auflage erleben. In England gilt es ja für fair, solche Bücher in die Hausbibliothek einzureihen. Aber wir leben in Deutschland, und wir haben ja Leihbibliotheken und Lesezirkel.

h.

